FOTOS: MIKAEL GRUNWALDT

Jetzt ist auch noch ein Baby da. Sobald es größer ist, will Joyce (r.) **den nächsten Aufbruch wagen**

Kein Vorwärts, kein Zurück

Lesbisch In Kamerun verfolgt, flohen sie Richtung Europa. Jetzt führt kein Weg mehr fort aus Marokko

Nora Noll

In dem kleinen Zimmer in der Medina einer marokkanischen Stadt, ist es so warm, dass Mary in Unterwäsche auf dem Matratzenlager liegt, während sie Paola das Fläschchen gibt. Draußen dämmert es, der Wind lässt die Wäscheleinen auf der Terrasse flattern, der Muezzin hat soeben das Abendgebet gesungen. Mary erzählt ihre Geschichte. Sie trägt rot gelockte Extensions und bunten Lidschatten. Mit ihren großen Augen und runden Wangen hat sie das Gesicht eines Kindes, obwohl sie 30 ist. Neben dem Bett sitzt Joyce auf einem Plastikhocker und dreht einen Joint. Die Dreads hängen lustlos über ihr Sportshirt. Sie wirkt älter als Mary, ist aber erst 29. Die zwei Frauen könnten unterschiedlicher nicht sein.

Mary und Joyce heißen eigentlich anders, aber wollen zu ihrer eigenen Sicherheit anonym bleiben. Sie sind ein Paar, seit sieben Jahren. Weil das in Kamerun illegal ist, sind sie geflohen. Auch in Marokko sind sie nicht sicher. Ihre Freiheit beschränkt sich auf sechs Quadratmeter, verlassen sie ihr Zimmer, werden sie zu Schwestern. „Marokko ist die Hölle“, sagt Mary. „Ich sterbe lieber, als nach Kamerun zu gehen“, sagt Joyce. Es gibt kein Zurück ins Heimatland, es gibt kein Hier in Marokko. Dass das so ist, hängt auch mit der EU zusammen.

Vom Schlepper verkauft

Sieben Jahre zuvor steht Mary bei einem Exorzisten in einer Stadt im Osten Kameruns. Ihre Mutter hat sie zum Priester gebracht, damit der ihr die „Dämonen“ austreibt. Der Priester schlägt sie und zwingt sie dazu, immer einen Satz aufzuschreiben, über viele Seiten: „Ich will nicht lesbisch sein.“ In Kamerun ist gleichgeschlechtlicher Sex ein Verbrechen, fünf Jahre Haft stehen darauf. Nach Berichten von Amnesty International reicht vor Gericht oft der Verdacht auf Homosexualität für eine Verurteilung. Mary und Joyce sind seit fünf Jahren ein Paar, als Joyce von einer Gruppe Männer vergewaltigt wird. „Die wollten mich zur Frau machen“, sagt sie. Der Aufseher des Viertels gibt nicht den Tätern die Schuld, stattdessen droht er den beiden Frauen mit der Polizei. Sie entschließen sich zur Flucht, erzählt Mary. „Wir wussten nicht, wohin, wir wussten nur, wir müssen weg.“

Die Flucht führt sie durch Nigeria, Benin, Niger. In Nigeria wird Homosexualität strafrechtlich verfolgt, in keinem der Länder gibt es rechtlichen Schutz vor LGBT-feindlicher Diskriminierung. Um durch die Sahara nach Algerien zu kommen, schließen sie sich einem Konvoi von knapp hundert Migrant*innen an. Drei Tage lang wird der Konvoi von den Schleppern zwischen den Dünen vergessen. „Ich dachte an die Bilder der toten Migranten, die zu Hause im Fernsehen gezeigt werden, und war mir sicher: Morgen zeigen sie mich“, sagt Joyce.

In Algerien werden sie direkt nach der Grenzüberquerung von dem dortigen Schlepper verkauft. „Wir waren Ware. Dein Arsch wird angeschaut, deine Brüste, deine Zähne, dann wird verhandelt“, sagt Mary. 65.000 Dinar, knapp 500 Euro, bezahlt ein Menschenhändler für die zwei Frauen, die sich als Schwestern ausgeben. Mary muss seine Frau spielen, Zuneigung vortäuschen und mit ihm schlafen, dafür wird ihre „kleine Schwester“ nicht zwangsprostituiert. Dann soll Mary weiterverkauft werden, sie allein für 100.000 Dinar. „Wie wir geweint haben! Das kann doch nicht Gottes Wille sein, dass wir hier getrennt werden, nachdem wir die Wüste überstanden haben“, sagt Mary. Vielleicht ist es in jener Nacht Gottes Wille, dass der sonst streng bewachte Eingang offensteht. „Wir sind gerannt, gerannt, gerannt, ohne Schuhe, ohne Geld, einfach nur gerannt“, erzählt Mary.

Nach fünf Monaten in Algerien erreichen Mary und Joyce Oujda, eine marokkanische Stadt nahe der Grenze zu Algerien. „Uns wurde erzählt, in Marokko sei alles besser“, sagt Mary. Sie fahren nach Rabat und beantragen im dortigen Büro des UNHCR Asyl. Es ist Anfang 2018, die Flucht dauert schon fast ein Jahr. Joyce und Mary sind trotz ihres Asylgesuchs auf sich allein gestellt. Freundinnen vermitteln ihnen in Casablanca ein Zimmer bei einem Bekannten. Kurz Luft holen und Ausruhen, aber Joyce geht es schlecht. „Sie war so blass, hat kaum gegessen, ihr war übel“, erzählt Mary. Sie kauft ihrer Freundin einen Schwangerschaftstest. Als sie das Ergebnis sieht, ist sie geschockt: Da ist ein Baby. Es hat den Horror der letzten zwei Monate überlebt. „Aber dann dachte ich mir: Dieses Kind will bei uns bleiben, das ist ein Segen Gottes.“

„Dein Arsch wird angeschaut, deine Brüste. Dann wird verhandelt“

Die EU zahlt fürs Abschotten

Kurz nachdem sie um Joyces Schwangerschaft wissen, verlassen die beiden Casablanca. Der Bekannte hat sie belästigt und sexuelle Gefälligkeiten als „Miete“ verlangt. Sie gehen in Richtung Norden und gelangen in ein verstecktes Camp in den Wäldern rund um Tanger. Zwischen Pinien und Eukalyptusbäumen leben dort Hunderte subsaharische Migrant*innen, bereit, mit dem nächsten Schlauchboot nach Spanien zu fahren. Bereit für „Boza“, so wird die Ankunft in Europa genannt. Die Fahrt mit einem motorisierten Boot für rund 40 Passagiere kostet 2.000 Euro, 300 Euro die Fahrt mit einem Familienschlauchboot zum Paddeln. An ein besseres Leben in Marokko glauben Joyce und Mary nicht mehr. Sie glauben an Boza. Also sparen und betteln sie sich das Geld zusammen. Dreimal bezahlen sie 300 Euro, dreimal wird ihr Boot unweit der Küste von der marokkanischen Marine abgefangen.

Marokko kämpft gegen Migration übers Mittelmeer und bekommt dafür Geld von der EU. Seit 2014 sind bereits 232 Millionen Euro im Rahmen einer sogenannten Migrations-Kooperation nach Marokko geflossen. Nur vier Prozent davon sind für die Integration von Migrant*innen bestimmt. Der Rest dient dem „Migration- and border management“, also dem Grenzschutz. 140 Millionen Euro schickt die EU nach Marokko, um Migrant*innen von Europa fernzuhalten. 70 Millionen gehen direkt an die marokkanische Regierung. Laut Alceo Smerilli, Pressesprecher der EU-Kommission, soll mit dem Geld keine menschenrechtswidrige Politik unterstützt werden. Er sagt nicht, wie die EU das überprüfen will.

Seit der Geburt von Paola haben die Frauen keine weitere Schlauchbootfahrt gewagt. Aber sie wollen auf keinen Fall in Marokko bleiben. Täglich erleben sie Rassismus. „Wir wurden von Kindern auf der Straße beleidigt, bespuckt und mit Steinen beschmissen.“, erzählt Mary und deutet auf eine Narbe am Schienbein, wo sie von einem dieser Steine getroffen wurde. Am schlimmsten war die Geburt von Paola. „Ich habe geschrien vor Schmerzen, aber die Hebammen haben sich gestritten, weil keine mich anfassen wollte“, sagt Joyce. Erst nach einer Nacht auf dem Krankenhaus-Flur und ohne Behandlung habe sich eine Ärztin gekümmert. „Paola soll nicht in Marokko aufwachsen müssen.“, sagt Joyce. Sie lacht bitter. „Ich verstehe dieses Land nicht: Sie versuchen uns mit allen Mitteln daran zu hindern, nach Europa zu gelangen. Aber hier machen sie uns das Leben unmöglich.“

Es ist spät geworden. Mary flicht Paola kurze Zöpfe, die wie kleine Antennen abstehen. Joyce tippt auf ihrem Handy rum, auf Facebook hat jemand ein neues Boza-Video gepostet: Eine Frau liegt auf dem Deck eines spanischen Rettungsschiffes und weint vor Freude, die übrigen Passagiere schreien und jubeln und tanzen. „Wenn Paola groß genug ist, versuchen wir es wieder“, sagt Joyce. „So Gott will sind wir in einem Jahr auch drüben.“

Nora Noll ist freie Journalistin und schreibt unter anderem für *bento* und den *Tagesspiegel*

Frauensache
Männersache

Paargeflüster: Sind wir schauriger als Charlotte Roche?

Kennen Sie das? Sie sind zu Besuch bei einem befreundeten Pärchen. Plötzlich entfacht ein Beziehungsstreit. Er hat das gesagt, sie hat das gesagt – oder sie, sie; er, er, wie auch immer. Dann folgt Level zwei des Pärchenstreits: Der Schulterschluss mit der dritten Person. Fängt gern so an: „Siehst du, er macht das *immer*!“ Schlimmstenfalls fällt die Floskel: „Sag doch auch mal was.“

In diesen Momenten will man unsichtbar werden. Streit unter Paaren ist das normalste der Welt, dennoch gehört es sich nicht, die Sphäre des Privaten zu durchbrechen. Es ist, als sähe man Fremden zu, wie sie sich die Zehennägel schneiden. Diese Menschlichkeit, diese Durchschnittlichkeit. Pfui!

Ist es dann noch Mut oder schon Leichtsinn, die Konflikte der Paarbeziehung gar in aller Öffentlichkeit zu besprechen? Eben das haben sich Bestsellerautorin Charlotte Roche und ihr Mann Martin Keß mit dem Podcast *Paardiologie* zum Ziel gesetzt. Schonungslos wollen sie über ihre zwölfjährige Ehe sprechen. Über Höhen und Tiefen. Diesen Freitag wird die dritte Folge veröffentlicht, 15 sind geplant.

Es ist Roches Disziplin: Schon in *Feuchtgebiete* war ihr Rezept der Bruch mit der privaten Sphäre bis zur Ekelgrenze. Der Leser wurde geradezu psychoanalytisch herausgefordert: Will ich damit konfrontiert werden, mit diesem widerlich Normalen, das ich so mühsam verdränge, verstecke? Das machte den Reiz aus. Mit *Paardiologie* könnte ihr Ähnliches gelingen. Allein: Es geht nicht nur um sie. Ihr Partner, der Unternehmer Keß, der die Öffentlichkeit bislang mied und sein Gesicht nicht in der Zeitung sehen will, wirkt in den Gesprächen zurückhaltend. Während Roche hörbar Freude hat, Intimes zu verplaudern, bleibt er oft still. „Sag ruhig, hört ja keiner“, säuselt Roche. Stille.

Nicht nur das macht es zuweilen unangenehm, zuzuhören. Bislang drängt sich der Eindruck auf, das Paar hätte mehr Tiefen als Höhen zu besprechen: Paartherapien, Alkoholismus, Streite und die Überwindung der Eifersucht, wenn der Partner fremdgeht. Trotz allem, so meinen sie, lieben sie sich und sagen sich das auch, on air. Noch schön oder schon schaurig?

Der Wahnsinn ist, was Menschen in eine Beziehung investieren können, die unerträglich scheint. Wir nennen das „Liebe“. Eine Ideologie. Im *Spiegel*-Interview sagte Keß zum Podcast: „Die Leute werden hoffentlich nicht auf uns blicken und sagen: Die sind total schrecklich.“ Die Interviewer hakten nach: „Warum sollten sie? Sind sie schrecklich?“ Roche antwortete: „Wir sind wie alle.“ Eben. *Konstantin Nowotny*

ANZEIGE

Hunger?
Die taz setzt alles auf eine Karte.

In der taz Kantine gibt es Frühstück, Mittag- und Abendessen. Für Mitarbeiter*innen und alle anderen. Von Montag bis Freitag, 8 Uhr bis 23 Uhr.

taz kantine

Restaurant, Bar und Veranstaltung
taz.de/kantine

Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg